



... im Braunschweiger Land



# Beziehungen Orte Menschen

## Diakonie 2008

„Menschen – Orte – Beziehungen“ - diese Begriffe bilden den dreifach gewobenen roten Faden der Jahresberichte des Diakonischen Werkes Braunschweig aus den vergangenen beiden Jahren.

Sieht man genauer hin und unterscheidet die Ebenen der Diskussion, so findet sich dieser Dreiklang der Diakonie auch in der aktuellen Diskussion um die „Region Braunschweig“ wieder. Wer eine Region Braunschweig fordert, hat erstens ein neues Strukturmodell der Verhältnisbestimmung von Wolfsburg und Braunschweig, von Goslar, Salzgitter und Wolfenbüttel im Kopf, wer das Regionalkonzept ablehnt, befürwortet die bisherigen Beziehungsstrukturen der Städte und Landkreise.

Die ins Spiel gebrachte Region setzt zweitens Kulturräume und durch unterschiedliche Traditionen geprägte Orte in Beziehung: Der ländliche Raum, für den insbesondere die Landkreise stehen, unterscheidet sich in Prägung und Profil deutlich von den städtischen Räumen. Aber auch die Städte haben sehr unterschiedliche Geschichten und stehen für Orte je eigener Art.

Wer eine Regionalbildung fordert, sollte schließlich die Menschen berücksichtigen, die in diesem Raum arbeiten und leben und eine Vorstellung davon haben, wie das Zusammen-

leben entwickelt werden soll. Beziehungsfragen stehen in diesem Jahr im Braunschweiger Land hoch im Kurs.

Diese Broschüre beschreibt diese drei Dimensionen aus diakonischer Sicht und gewährt unter der Perspektive „Beziehungen“ Einblicke in die Diakonie im Braunschweiger Land. Dabei bemerkt man schnell: Menschen lassen sich vortrefflich vorstellen und ins Bild setzen. Orte können anschaulich gemacht werden. Beziehungsfragen lassen sich leicht lösen, wenn man auf der strukturellen und rechtlichen Ebene bleibt. Aber wie Menschen und Orte in eine lebendige Beziehung treten, das hängt an Befindlichkeiten, bleibt oft ein Rätsel und ist nicht leicht zu erklären und zu fassen.

Diakonie ermöglicht und schenkt Beziehungen von Menschen am gegebenen Ort. Dieses Heft beginnt bei den Kindern, spürt der manchmal tragischen Beziehung zwischen ihnen und ihren Eltern nach. Diakonie entfaltet in der Jugendhilfe, so Gott will, Heilkraft für versehrte Beziehungen und offenbart Entwicklungen für die Kinder und ihre Eltern.

Erzählt wird dann von Menschen mit Behinderungen, die in besonderer Gemeinschaft an dem ihnen gemäßen Ort zum Leben leben. Aber ich will nicht alles vorwegnehmen.

Bitte blättern und lesen Sie doch selbst!

In den Texten äußern sich in sehr individueller und persönlicher Weise Menschen, die durch die Diakonie Hilfe erfahren haben oder in der Diakonie arbeiten. Möglicherweise berührt Sie die eine oder andere Geschichte und weckt in Ihnen das Interesse an der Diakonie im Braunschweiger Land.

Die Diakonie der Ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig ist in ihren Einrichtungen und Diensten, zusammen mit den Kirchengemeinden und Propsteien, ein Netzwerk tragender und helfender Beziehungen. Mit anderen Worten: Ein mit Leben gefülltes Regionalkonzept.

Gern möchten wir Ihnen weitere Informationen zukommen lassen, und wenn Sie mögen, hineinnehmen in die Diakonie im Braunschweiger Land. Bitte sprechen Sie mich an, wenn Sie Interesse haben.



Dr. Lothar Stempin  
Landespfarrer für Diakonie und Direktor des Diakonischen Werkes  
der Ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig e. V.



# Beziehungen Orte Menschen

## Inhaltsverzeichnis

<b>Diakonie 2008</b>	5
<b>Beziehungen fördern Entwicklung</b>	8
An jedem Tag neu herausgefordert	10
Hier kannst Du sein	11
<b>Orte schaffen Beziehungen</b>	14
Von Badenixen, Engeln, Dorfschalen, Hühnern und dem Theater	16
Eine gute Adresse	17
<b>Werte prägen Beziehungen</b>	20
Menschen im Dienst	22
Ein Zuhause in den letzten Lebenstagen	23
<b>Gemeinwesen gestalten in Beziehung</b>	26
Offener Brief	28
Braunschweig: Leben in einer reizvollen Stadt	29
<b>Generationen leben in Beziehung</b>	32
Vertrauen, Offenheit und Wertschätzung	34
Mittendrin sorgsam miteinander leben	35





Beziehungen fördern Entwicklung

# Beziehungen fördern Entwicklung

## Zeit und Geduld sind unverzichtbar



Verzweifelt versucht die Mutter, sich vor den Schlägen und Tritten ihres 9-jährigen Sohnes zu schützen. Endlich lässt er von ihr ab. Er bearbeitet dafür den Schrank mit heftigen Tritten und schlägt wütend mit dem Kopf gegen die Schranktür – endlich, die Tür gibt nach. Der Junge kugelt sich völlig erschöpft in eine Ecke und beginnt, leise zu weinen.

Melanie hockt traurig und verzweifelt auf dem Boden. Beim Abendessen war ihr die Teetasse heruntergefallen – nach Schlägen wird sie nun zur Strafe dieses Wochenende wieder einmal eingesperrt. Hoffentlich ist bald Montag, dann kann sie endlich wieder in den Kindergarten.

Dies sind zwei Momentaufnahmen gescheiterter Beziehungen. Bilder der Hilflosigkeit. In ihnen wird die Unfähigkeit deutlich, mit Konflikten, mit Frust und Ärger umzugehen.

Bei manchen Kindern hat sich die Erfahrung verfestigt, dass sie von den eigenen Eltern kaum „auszuhalten“ sind. Später überträgt sich diese Erfahrung auf die Schulklasse, die Nachbarn und den Spielplatz. Das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten geht immer mehr

verloren. Selbstwertprobleme stellen sich ein. Jede Anforderung wird zur Belastung. Manchmal scheint aggressives Verhalten der einzig mögliche Ausweg, sich der Überforderung zu entziehen und sich selbst als wirksam zu erleben.

Die Kinder und Jugendlichen, die wir in der Jugendhilfe unterstützen, sind häufig in ihrer Entwicklung schwer beeinträchtigt. Ihnen fehlt die Erfahrung von Beziehungen, die tragfähig sind und Orientierung geben. Wir erleben Traumatisierungen durch Erfahrungen von Gewalt, Missbrauch und Trennung. Diese Erfahrungen beeinflussen massiv die Wahrnehmung und das Empfinden der Kinder und Jugendlichen. Sie können oft helfende Beziehungen nicht wahrnehmen und auch nicht annehmen. Vertrauen in sich selbst und in andere Menschen ist verloren gegangen. Es muss mühsam neu aufgebaut und entwickelt werden.

Erfolgreiche professionelle Beziehungen bilden eine Basis. Wenn sie gelingen, können selbst massive Beeinträchtigungen und Defizite pädagogisch und therapeutisch bearbeitet und nachhaltig ausgeglichen werden.

Unverzichtbar für gelingende Veränderungen sind Zeit und Geduld. Therapeutische und pädagogische Hilfen lassen sich nicht beliebig beschleunigen. Zum Beispiel kann die Verweildauer innerhalb einer bestimmten Hilfe nicht durch finanzielle Gründe bestimmt werden.

## „Erfolgreiche professionelle Beziehungen bilden eine Basis.“

Die Angebote der Jugendhilfe reichen von der Erziehungsberatung bis zur vollständigen Übernahme der erzieherischen Verantwortung für ein Kind. Die hohe fachliche Qualifikation der Mitarbeitenden ist eine Voraussetzung für diese vielfältigen Angebote. Der alles bestimmende „rote Faden“ in der Jugendhilfe besteht aber in der persönlichen Bereitschaft der Mitarbeitenden, sich auf professionelle und verlässliche Beziehungen zu den jungen Menschen einzulassen. Die Anforderungen reichen dabei von relativ unverbindlichen Kontakten bis zum vollständigen Ersetzen der Elternfunktion. Ohne diese Beziehungsbereitschaft der Helfer ist trotz wissenschaftlicher Erforschung von Entwicklung und Erziehung Heranwachsender alles graue Theorie.

Gelingt der Aufbau einer helfenden Beziehung nicht, haben die betroffenen jungen Menschen keine Chance auf eine gelungene gesellschaftliche Teilhabe.

Leider findet diese schwierige Arbeit nicht die nötige Anerkennung in der Gesellschaft. Und die Mitarbeitenden werden auch nicht angemessen bezahlt.

Das Aufgabenfeld bleibt schwierig und die Anforderungen nehmen eher noch zu. Daher besteht die Gefahr, dass ausreichend befähigte und vor allem motivierte und beziehungsbereite Fachkräfte nicht mehr genug zur Verfügung stehen.

Christian Wendt



## An jedem Tag neu herausgefordert



Thomas Wilke, Jahrgang 1958, arbeitet seit 1981 in der stationären Jugendhilfe. Seit 1994 ist er im Elisabethstift als Wohngruppenleiter in Wolfenbüttel, dann ab 1999 in Helmstedt tätig. Er ist staatlich anerkannter Erzieher und ausgebildeter Video-Home-Trainer.

### Seit wann arbeiten Sie in der Jugendhilfe und wie sind Sie dazu gekommen?

In meiner Ausbildung bin ich mit der Jugendhilfe im stationären Bereich in Berührung gekommen.

Während dieser Zeit verfestigte sich dann meine heutige berufliche Aufgabe, mit Kindern, Jugendlichen und Eltern zu arbeiten.

### Was macht das Besondere dieser Arbeit aus?

Innerhalb der Arbeit wird man ständig gefordert, sich mit den unterschiedlichsten Charakteren der Menschen auseinanderzusetzen. Ich erlebe die Kinder, die Eltern und die Mitarbeitenden, ohne dabei aber die Personen von vornherein in irgendwelche Schubladen zu pressen. Ich erlebe es immer wieder als schön, die positiven Entwicklungen begleiten zu können. Mitzuerleben, wie Persönlichkeiten „wachsen“

und sich ihre Haltungen verändern. Anfangs sind es nur kleine Schritte, oft dann ein Prozess, der ihnen mehr und mehr Selbstbewusstsein und eine andere Art des Miteinanders ermöglicht.

### Was trägt zum Gelingen der Arbeit bei?

Die Arbeit im Team mit den gemeinsam erarbeiteten Vorgehensweisen. Wenn sich auch die Kinder und die Familien auf die gemeinsamen Ziele einlassen können und aktiv mitarbeiten, verändert sich etwas.

### Was sind die Quellen, aus denen Sie die Energie und die Bereitschaft schöpfen, sich immer wieder auf schwierige Beziehungen einzulassen?

Das ist wohl meine persönliche Grundhaltung, mich immer wieder mit jungen Menschen und deren Familien auseinanderzusetzen. Wenn nach Jahren ein Anruf von einem Jugendlichen kommt und dieser mitteilt, dass er nun arbeitet und vielleicht sogar eine Familie gegründet hat, ist das etwas, worüber man sich freut und das neue Kraft gibt. Daneben ist es unbedingt nötig, sich seinen privaten Lebensraum zu erhalten. Diese Arbeit ist so anspruchsvoll, fordert jeden Tag neu heraus und darf deshalb den eigenen Lebensalltag nicht ausschließlich bestimmen. Man braucht diese Distanz, um nicht Bestandteil des Prozesses zu werden und sich objektiv mit den Themen des Gegenübers auseinanderzusetzen zu können.

### Wenn Sie beruflich drei Wünsche frei hätten?

1. Eine höhere Akzeptanz und einen wertschätzenderen Umgang mit diesen Kindern und Jugendlichen. Oftmals werden sie von vornherein negativ beurteilt.
2. Politische Gremien sollten sich dieser Kinder und Jugendlichen mehr annehmen.
3. Ich möchte durch meine Arbeit noch vielen Jugendlichen in ihrer Entwicklung zur Seite stehen.

# Hier kannst Du sein

## Jugendhilfe im Schulischen Klinikum

„Schule ist doof und ich bin es auch.“ Mit diesem Satz lässt sich das Credo vieler Kinder zusammenfassen, wenn sie zu uns kommen.

Auf dem Schäferstuhl, oberhalb von Salzgitter-Bad, leben in drei Wohngruppen bis zu 30 Kinder zwischen sechs und vierzehn Jahren. Hier bietet die Jugendhilfeeinrichtung Elisabethstift gGmbH seit vielen Jahren qualifizierte Betreuung an.

Ein Schwerpunkt: die Förderung und Entwicklung von Kindern, die aus verschiedenen Gründen vorübergehend nicht zum Besuch einer öffentlichen Schule in der Lage sind.

Viele der Kinder bei uns haben große Selbstwertprobleme und kaum Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten. So wird jede Anforderung zur Belastung und als Überforderung erlebt. Aggressives Verhalten scheint der einzige Ausweg zu sein.

Im Schulischen Klinikum werden diese Kinder in Kleingruppen zu je drei Kindern von einem Betreuer begleitet. Das Ziel: Sie sollen in das öffentliche Schulsystem zurückkehren.

In den kleinen Gruppen kann der einzelne Schüler zur Ruhe kommen, ohne die Anforderungen des Schulbesuches. Hier lernt er, problematisches Verhalten zu erkennen und abzulegen. Mit neuem Verhalten soll er dann später den Weg zurück in die Schule gehen. Der Umgang mit Leistungsanforderungen und Versagensängsten kann individuell bearbeitet werden. Soziale Fähigkeiten werden besonders trainiert, damit die Schüler in der Gemeinschaft erfolgreich bestehen können.

Dem negativen Selbstbild begegnen wir mit der Haltung: „Hier kannst Du sein, wir halten Dich aus und hier wirst Du Dich positiv weiterentwickeln“. Diese Arbeit kann nur gelingen, weil professionelle Helfer bereit sind, eine Beziehung zu den Jugendlichen aufzubauen.

Im Schulischen Klinikum besteht eine klare Struktur durch regelmäßige Angebote und Abläufe. Jedes Kind kann im Rahmen seiner Möglichkeiten mitmachen. Wer sich beteiligt und täglich seine Erlebnisse und Empfindungen reflektiert, erlebt sich als Teil der Gruppe und gewinnt Vertrauen. Natürlich gehört viel Lob und pädagogische Unterstützung dazu.

Christian Wendt





Orte schaffen Beziehungen

# Orte schaffen Beziehungen

## Ein Ort zum Leben eben, Neuerkerode



„Wir sind selbstbewusst und stolz darüber, wer wir sind und was wir können“, sagt Holger Denecke. So beschreibt er den kurvigen Weg von Menschen mit einer geistigen Behinderung zur Mündigkeit und Selbstständigkeit. Das ist seine Welt. Und das schon seit langem: „Es ist Jahre um Jahre her, dass ich in Neuerkerode eingezogen bin.“ Es ist der Ort, an dem die Schauspieler des „Theater Endlich“ leben. Holger Denecke ist der Sprecher der Bewohnervertretung, der Bürgervertretung, wie man auch sagt. Das ist kein juristischer Begriff, Selbstbewusstsein spiegelt sich darin. Holger Denecke lebt in Neuerkerode, weil er geistig behindert ist. Auch die anderen Schauspieler des „Theater Endlich“ sind geistig behindert.

Menschen mit einer geistigen Behinderung, Bürger weniger Chancen, Behinderte. Wir tun uns schwer mit dem Anderssein. Manchmal. Nicht nur in der Benennung. Auch in der Begegnung. Manchmal. Die Menschen aus dem Maria-Stehmann-Haus in Braunschweig sind auch Neuerkeröder. Mitten in der Stadt leben sie. Und die Leute vom Burschenhof in Sickte, vom Schulweg, aus der Tiefen Straße, vom Heerberg in Erkerode, alles Neuerkeröder. Gemeindefintegriertes Wohnen sagt man.

Aber? Ist das eigentlich schon Integration, weil man das Wohnen integriert nennt? Integrieren. Wohin bitte? In die Unauffälligkeit? In die Anonymität der Begegnung gesellschaftlicher Teilhabe? Mittenrein in die Community? Integration von Menschen mit geistiger Behinderung bedeutet Akzeptanz ihres oft spürbaren und sichtbaren Andersseins. Und manchmal auch gelingende, wachsende Kompetenz in Begleitung. Transparenz und Begreifbarkeit müssen vermittelt werden. Gelingt das, gelingt auch das Leben. Sonst bleibt nur die Isolation. Trotz Klingel, Briefkasten und Zeitungsröhre mitten in der Stadt. Und auch anderswo.

Menschen mit geistigen Behinderungen haben Bedürfnisse. Wir auch. Aber die Welt ist kompliziert, Zusammenhänge sind schwer zu erfassen, zu durchschauen, zu deuten. Vielfältige Angebote im Dorf Neuerkerode ermöglichen den Bewohnern Selbstständigkeit und Transparenz, auch ohne persönlichen Assistenten. Da ist der Friseursalon oder die Kneipe, der Dorfkrug, der Lebensmittelladen und auch der Bücherladen, der Kiosk, der Zeitungsladen. Das ist Infrastruktur. Auch der hausärztliche medizinische Dienst gehört dazu, die Tierhaltung, der Second-Hand-Laden.

Sein Leben selber in die Hand nehmen, selber Entscheidungen treffen. Das ist es für viele Menschen in Neuerkerode. Für viele, nicht alle. Die Menschen in Neuerkerode sind verschieden, vielfältig. Auch in ihren Fähigkeiten.

Wiebke ist schwerbehindert. Ich begegne ihr in ihrer Wohngruppe. Das sind Minuten, die genug erzählen. Da ist viel Strahlen, Heiterkeit, Lachen, heiteres, strahlendes Lachen. Wenn Dagmar Wandersleb, die Wohngruppenleiterin, leise ihre Wangen berührt, wenn sie sagt: „Hallo Wiwi“, dann lacht Wiebke ihr offenes Lachen. Es strahlt so lebendig. Und wenn Wiebke mit den anderen aus ihrer Gruppe im Dorfkrug sitzt, dann ist das viel für sie. Und es ist ganz weit für sie.



## „Neuerkerode ist voller Lebensgeschichten.“

Neuerkerode, das ist der Ort bei Sickte mit seiner ganz besonderen Struktur. Und das sind auch Wohnangebote in den umliegenden Gemeinden, in Wolfenbüttel und in Braunschweig. Wohngruppen und Appartements, stadtteilorientiertes und ambulant betreutes Wohnen, Bauernhof und Begegnungsstätte. Antworten auf unterschiedliche Anforderungen an das Leben und seine Gestaltung.

Neuerkerode ist voller Lebensgeschichten. Von Hoffnungen, Enttäuschungen, von Aufbrüchen, Verweigerungen und von Entwicklungen erzählen die. Und von Beziehungen. Und die sind so vielfältig, wie die Menschen, die sie leben: Das ist ein Lachen, so wie es Wiebke lacht. Oder die Erfahrungen von Holger Denecke. Neuerkerode, ein Ort zum Leben eben.

Stephan Querfurth



## Von Badenixen, Engeln, Dorfschalen, Hühnern und dem Theater

Im Arbeitsalltag ist er Keramiker. Und dann ist er auch Schauspieler. Aber das ist auch Arbeit im Alltag. Thomas Hoops lebt in Neuerkerode.

Das „Theater Endlich“, die Theatergruppe der Stiftung Neuerkerode, ist eine eigene Welt. Harter Probenalltag und etwas vom Glimmer und Glamour der Bühne vermischen sich da. Thomas Hoops hat schon in mehreren Stücken auf den Brettern, die die Welt bedeuten sollen, gestanden. Wenn die grellen Lichtkegel der Scheinwerfer ihn ins Rampenlicht rücken, dann ist Thomas Hoops in seiner Welt. Da tanzt und schwingt er über die Bühnen und verwirbelt Lebensgeschichte und Schauspiel. Emotionaler Ausdruck und Körperarbeit - das ist dann Thomas Hoops. Mit geballten schauspielerischen Fähigkeiten steht er vor seinem Publikum. Seine starke Sprachbeeinträchtigung spielt hier keine Rolle. Es sind eindringliche Szenen, bewegende Szenen, die er spielt. Mut zur Suche von Identität und Mut zur Veränderung ist der Mythos in seinen Rollen. Die tägliche Arbeit für den 44-Jährigen ist aber sein kreatives Schaffen in der Zoarwerkstatt, der Kunstwerkstatt der Stiftung. Ton und seine Gestaltung ist das, was ihm in den Händen liegt. Die Hände sind es in seinem Alltag,

die Ausdruck geben. Thomas Hoops lässt Figuren und Formen, Statuen und Skulpturen entstehen. Sie sind abstrakt, sie sind realistisch, skurril und plastisch, üppig und fragil: Grazile Tänzerinnen in zarter Bewegung umschmeicheln einander und dickbusige Engel flöten laszive unhörbare Lieder. Noch unfertig daneben eine Badenixe, der man eher auf die Füße als in die Augen schaut. Sie haben sich so ergeben, die großen Füße, auf denen man auch leben kann. Künstlerische Freiheit eben. Ein Hingucker wird sie, dieses Fräulein Wunder aus Ton.

Und dann sind da noch die Dorfschalen. In sattem Frühlingsgrün präsentieren sie die Dörfer, vielleicht auch die Städte. Die Orte jedenfalls, in denen Menschen ihr Zuhause haben, wo gelebt, gefeiert, gestritten, geliebt, geboren, gearbeitet, gelitten und gestorben wird.

Dann, nach der Arbeit, füttert Thomas Hoops noch seine Hühner, nimmt die Eier aus den Nestern, auf die schon Käufer warten. Ein Augenblick in seinem Dorfleben. Und dann ist wieder die Theaterprobe. Alltag eben. Und der ist kein Rollenspiel.

Stephan Querfurth

## Eine gute Adresse

Nur einen Steinwurf entfernt. In Braunschweig ist es so. Nur einen Steinwurf entfernt vom Stadtzentrum wohnen die 27 Bewohnerinnen und Bewohner des „Maria-Stehmann-Hauses“ in der Freisestraße in Braunschweig. Eine gute Adresse also. Zwischen 23 und 70 Jahren alt sind die Hausbewohner. Die Bewohnerinnen arbeiten in Neuerkerode, in Werkstätten der Lebenshilfe oder verbringen ihren Ruhestand im Haus. Sie nehmen an Angeboten der nahezu benachbarten Begegnungsstätte teil. Die ist ebenfalls in Trägerschaft Neuerkerodes. Und sie nutzen in ihrer Freizeit Angebote, die ihren Interessen entsprechen.

Hans Stock beispielsweise lebt in der Freisestraße. Der Hobbyberliner nimmt jede Gelegenheit wahr, in seine alte Heimatstadt zu fahren. Alleine natürlich. Mit Bus oder Bahn. Apropos Hobby: Der 65-Jährige sammelt Kursbücher, steht auf Rock'n'Roll und ist begeisterter Fan des SV Veltheim, einem Nachbardorf Neuerkerodes.

Fünf Ruheständler sind sie im Haus. Manchmal erledigen sie die Einkäufe für alle und sorgen für das Essen. Manchmal machen sie sich auch im Garten zu schaffen und im angrenzenden Park mit den vielen alten Grabsteinen. Dort, wo heute das Maria-Stehmann-Haus steht, war früher einmal ein Kloster. Und der Friedhof ist der älteste der Stadt.

Dieter Hoffmann ist 56 Jahre alt und lebt schon lange im „Stehmann Haus“, wie er sagt. Wenn er aus der Lebenshilfwerkstatt nach Hause kommt, brutzelt er gern für sich, Hähnchen oder Pizza. Er schlendert durch die Stadt, fährt gern Straßenbahn und genießt sein Zimmer.

Mittendrin in der Stadt wohnen sie. Jeder mit unterschiedlichen Bedürfnissen und Hobbys. Selbstständig leben sie. Darauf legt jeder Wert. Aber manchmal sind Zusammenhänge, auch in einer sympathischen Großstadt, nur schwer zu erkennen – und zu bewältigen. Transparenz und Begreifbarkeit müssen vermittelt werden. Bei den jüngeren Bewohnern des Hauses ist es ähnlich: Es ist die Ambivalenz des Lebens in der großen Stadt. Die hat ihre Reize und bietet viel. Aber sie fordert auch viel. Und manches ist allein sehr schwer zu verstehen und zu bewältigen. Und das braucht wachsende Kompetenz in Begleitung. Gelingt das, gelingt auch das Leben in der großen Stadt. Mittendrin.

Stephan Querfurth





Werte prägen Beziehungen

# Werte prägen Beziehungen

## Wenn ich selbst alt bin



Mühsam richtet sich Frau Peschel in ihrem Bett auf, heute fällt ihr jede Bewegung noch schwerer, ist noch schmerzhafter als sonst. Die Pflegeschwester hilft bei der Morgentoilette und beim Frühstück. Mal sehen, wie der Tag so verläuft, vielleicht kommt jemand zu Besuch.

Walter Peschel steht voller Stolz in seiner Garage und bewundert die neuen Kotflügel an seinem restaurierten Oldtimer, ein Cabrio Baujahr 1931 – genau in dem Jahr ist auch seine Mutter geboren – sie lebt im Pflegeheim, etwas außerhalb der Stadt.

Walter Peschel hat im Laufe der Zeit bereits ein kleines Vermögen für den Oldtimer ausgegeben. Als er ihn entdeckt hat, war das Liebe auf den ersten Blick. Er hatte nicht erwartet, dass er so viel Zeit und Geld in die Restaurierung investieren muss. Aber das Ergebnis kann sich sehen lassen.

Seine Mutter, Frau Peschel, lebt seit vier Jahren im Altenheim. Sie wäre gern noch zu Hause geblieben, es wurde aber immer schwieriger. Hier im Heim ist sie gut versorgt. Nur schade, dass sie am Leben in der Stadt nicht mehr

teilnehmen kann. In ihrer alten Wohnung hatte sie stundenlang dem bunten Treiben auf dem kleinen Marktplatz zugeschaut.

Den Pflegeschwestern merkt sie mitunter den Stress und die Schwere der Arbeit an. Besonders am Morgen, da muss alles schnell gehen. Und ihr fallen besonders morgens die schnellen Bewegungen sehr schwer und sind schmerzhaft. Trotz der notwendigen Eile sind die Pflegeschwestern deshalb morgens sehr sorgsam und vorsichtig.

Ihre Gedanken sind oft in der Vergangenheit. Als ihr Mann noch lebte, mit den beiden Kindern. Das war eine gute Zeit. Die Tochter wohnt weit weg. Sie hat studiert und ist dort geblieben. Walter, „ihr Kleiner“, wohnt hier in der Stadt. Er war schon immer ein Autonarr, konnte mit drei Jahren alle Autotypen erkennen. Er ist dann auch Ingenieur geworden. Sie wünschte sich, dass er etwas mehr Zeit für seine Mutter hätte.

Heute ist ein großer Tag für Walter und sein Cabrio. Die erste Autofahrt steht an. Der Motor schnurrt wie ein kleines Uhrwerk und der neue

Lack glänzt in der Sonne. Vier Jahre hat er geschraubt, jede freie Minute in der Garage verbracht. Voller Stolz dreht er seine erste Runde. Die Familie, die Freunde vom Oldtimerclub, alle gratulieren zu dieser enormen Leistung.

Die Tochter von Frau Peschel ist zu Besuch gekommen. Gestern Abend führte ihr der Bruder Walter voller Stolz seinen restaurierten Oldtimer vor. Jetzt, nach dem Besuch bei der

Mutter, beschleichen sie Zweifel, ob das alles richtig ist. Für alte Autos gibt es Liebhaber, wie aber wird für Alte, Kranke und behinderte Menschen gesorgt? Welchen Wert hat eigentlich die Pflege und Betreuung alter Menschen? Sicher, die Mutter ist gut versorgt. Und doch fragt sie sich, wie sie selbst im Alter leben möchte.

## „Wie wird es sein, wenn sie selbst pflegebedürftig ist?“

Wie wird es sein, wenn sie selbst pflegebedürftig ist. Welche Bedeutung haben die Arbeit und der Einsatz des Pflegepersonals? Sie ahnt, dass hier etwas nicht ganz richtig läuft und nimmt sich vor, diesen Fragen mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Mit ihren Freunden will sie überlegen, wie sie im Alter leben möchte. Und welche Bedeutung die Pflege und Betreuung für sie hat.

Sie spürt: Das Heim und der Einsatz des Pflegepersonals sind für die Mutter

von großem Wert. Hier ist die Mutter versorgt und bekommt Unterstützung, wo es notwendig ist. Diese Hilfen ermöglichen ihr, die letzten Lebensjahre in Würde zu leben.

Und wie wird es dann sein, wenn die Mutter im Sterben liegt. Wer wird sie auf dem letzten Weg des Lebens begleiten? Sie hat von der

Hospizarbeit gehört und will erfahren, welche Aufgaben ein Hospiz hat und wer dort arbeitet und sich engagiert.

Bei ihrem nächsten Besuch schenkt die Tochter von Frau Peschel der Pflegerin mehr Aufmerksamkeit und bedankt sich bei ihr für die gute Betreuung ihrer Mutter. Sie hat erkannt, wie wertvoll die Arbeit der Schwestern ist und wie bedeutsam die Betreuung und Pflege im hohen Alter.

Günter Hartung



## Menschen im Dienst



Die Menschen, die im Hospizhaus tätig sind, geben ein gelungenes Beispiel für den Wert sozialer Arbeit. Dabei spielen die Beziehungen der hier lebenden und arbeitenden Menschen eine besondere Rolle. Die sehr motivierten und engagierten hauptamtlichen Mitarbeitenden werden von ebenso vielen Ehrenamtlichen in ihrem täglichen Dienst unterstützt. Beeindruckend ist das freundschaftliche Verhältnis untereinander.

So kommt Ilse Speer als „Ehrenamtliche“ seit Eröffnung des Hauses im März 2007 regelmäßig zweimal die Woche und hilft, wo es nötig ist. Warum arbeitet sie hier im Hospiz ehrenamtlich mit? „Ich genieße es, hier ohne Zeit- und Leistungsdruck Kontakte zu Menschen zu knüpfen und auf diese Weise meine Zeit sinnvoll einzusetzen“. Man trifft sie oft mit strahlendem Lachen an. Aber auch als stille, geduldige Zuhörerin

und immer mit einer großen Dankbarkeit für Kleinigkeiten. Sie sagt: „Ohne persönliches Engagement wäre überhaupt kein funktionierendes Sozialgefüge möglich“. Wohl auch deshalb verwöhnt die gelernte Floristin jede Woche aufs Neue alle Menschen im Hospiz mit liebevoll gestaltetem Blumenschmuck.

Das Hospizhaus ist ein Ort voller Trauer und Leid, aber auch voller Fröhlichkeit und Dankbarkeit. Nicht selten klingt ein fröhliches Lachen durch die Räume, wenn Gäste, Angehörige oder Hospizmitarbeiter zu Scherzen aufgelegt sind. Es kommt auch schon mal vor, dass ein Enkelkind im gemeinsamen „Wohnzimmer“ des Hospizhauses gestillt oder gewickelt wird. Mitunter kommen sogar geliebte Haustiere zu Besuch. Alle gemeinsam bilden ein Team, wobei wohltuend wenig hierarchische Strukturen zu finden sind.

Rainer Schmalz zum Beispiel ist ein „Hauptamtlicher“. Durch sein gleichbleibend freundliches Wesen trägt er viel zur angenehmen Atmosphäre des Hauses bei. Er sagt: „Besonders wichtig ist mir die psychische Unterstützung von Familienangehörigen. Sie ist ebenso wichtig wie die Zuwendung zum Sterbenden. Ich höre zu, tröste und versuche, auf das Kommende vorzubereiten.“ Dabei ist die familiäre Atmosphäre im Hospiz von besonderer Bedeutung.

Angehörige erfahren hier eine wohltuende Entlastung, weil die Sterbenden einfühlsam versorgt werden. Sie finden Gesprächspartner für ihre persönlichen Sorgen und Nöte und können ihrer Trauer Ausdruck geben. Der Tod wird als natürlicher Bestandteil des Lebens begriffen. Daher gilt der Würde des Sterbenden die besondere Aufmerksamkeit. Im Hospiz wird alles getan, um die letzte Lebensphase nach den Wünschen und Vorstellungen der Sterbenden zu gestalten.

Ingrid Stobbe

## Ein Zuhause in den letzten Lebenstagen

Äußerlich ein sehr schlichtes, fast unscheinbar gestaltetes Gebäude: Das Hospizhaus Braunschweig. Tritt der Besucher ein, empfängt ihn sogleich eine freundliche, warme Atmosphäre. Die Räume und die Menschen, die hier arbeiten, strahlen Offenheit und Freundlichkeit aus. Ein Ort für Sterbende und ihre Angehörigen, um in der letzten Zeit noch so viel Leben wie möglich wahrzunehmen. Dabei erleichtert das „Flair“ des Hauses das Zusammensein zwischen Gast und Angehörigen. Oft gelingt in der Geborgenheit dieses Ortes eine tiefere Begegnung als bisher. Und mitunter sogar eine Heilung von zuvor belasteten Beziehungen.

Mitten im Leben sein und sich doch geborgen fühlen! Das Hospizhaus im Park bietet beides. Es ist als größeres Wohnhaus konzipiert. Ein zentrales Oberlicht sorgt für viel Tageslicht. Und farbige Bilder an den Wänden vermitteln den Eindruck von Weite und Leichtigkeit.

Den Menschen in ihrer letzten Lebensphase ein Zuhause geben. Sich geborgen und umsorgt fühlen, nach eigenen Wünschen und Vorstellungen zu leben. Das ist der Grundgedanke im Hospizhaus in Braunschweig. Dem Wohlbefinden in den letzten Tagen und Wochen des Lebens wird in der Pflege und der medizinischen Versorgung höchste Bedeutung beigemessen. Durch palliative Behandlungsmethoden sollen Schmerzen so weit wie möglich kontrolliert und gelindert werden.

Hier im Hospiz wohnt jeder Gast in einem Einzelzimmer. Angehörige und Freunde sind willkommen und können auch direkt im Zimmer übernachten. Eine großzügige Terrasse, mitten im Park gelegen, ist auch mit dem Bett zu erreichen.

Die Gäste werden von einem Team aus haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden umsorgt. Im Hospiz arbeiten ausschließlich examinierte Krankenpflegefachkräfte. Das Team erfüllt möglichst die Wünsche und Bedürfnisse, denn das Wohlbefinden von Gästen und Angehörigen steht im Mittelpunkt. Um dieses Ziel zu erfüllen, gibt es ein Netzwerk aus Ärzten, Kliniken, Pflegediensten und Seelsorgern.

Ingrid Stobbe





Gemeinwesen gestalten in Beziehung

# Gemeinwesen gestalten in Beziehung

## In verschiedene Welten geboren



Anne und Jessica haben beide am gleichen Tag in Braunschweig das Licht der Welt erblickt. Beide Mädchen sind in derselben Stadt geboren. Und doch haben sie sehr unterschiedliche Chancen, unabhängig von ihren individuellen Anlagen, Fähigkeiten und ihrer Energie. Prägender wird sein, dass Annes Eltern eine gute Ausbildung und eine gut bezahlte Arbeit haben und in einem gepflegten Vorort Braunschweigs wohnen. Jessicas Eltern dagegen sind seit Jahren arbeitslos.

Diese unterschiedlichen Bedingungen werden sich auf die Bildungsbiografie beider Kinder stärker auswirken als die in ihnen schlummernden Möglichkeiten. Sie wachsen in unterschiedlich förderlichen und anregenden Lebensräumen auf und ihre soziale Herkunft prägt ihre zukünftigen Bildungschancen. Die Möglichkeiten und Fähigkeiten ihrer Eltern, besonders auch die materiellen, werden darüber entscheiden, ob sie zur Musikschule, in den Sportverein oder in die Ballettstunde gehen werden.

Es ist unser Ziel, die Chancen von Jessica zu verbessern. Das passiert in Bildungseinrichtungen wie Kindertagesstätten, Familienzentren und Schulen. Doch von gerechten Bildungschancen kann leider keine Rede sein. So ist es für arme Familien kaum möglich, ihre Kinder mit den notwendigen Schulmaterialien von Schultasche über Bücher bis zum PC auszustatten. Wir haben gemeinsam mit der Ev.-luth. Propstei die Politikerinnen und Politiker im Braunschweiger Stadtrat auf diesen Umstand aufmerksam gemacht. Unsere Anregung: In Braunschweig sollte ein kommunaler Schulkostenfonds eingerichtet werden. Dafür haben wir im Laufe von Monaten weitere

Verbündete gefunden und gemeinsam diese Lösung vorgeschlagen. Obwohl wir wissen, dass formal der Bundesgesetzgeber zuständig ist.

Jessica nutzt es aber nichts, wenn wir uns auf die Wege der formalen Zuständigkeiten verlassen. Sie geht jetzt in die Grundschule, ihr Selbstvertrauen und ihre Fähigkeiten werden jetzt geprägt. Jessica hat keine Zeit für jahrelanges politisches Gerangel. Sie braucht hier und jetzt eine Hilfe. Das wäre mit dem geforderten kommunalen Schulkostenfonds möglich.

Später hilft dies dann auch anderen Schulkindern, wenn wir gemeinsam mit diesem Anliegen die Bundesregierung zu gesetzlichen Lösungen auffordern. Wir tun dies auf unterschiedlichen Ebenen. Wir suchen das Gespräch mit den Ratsmitgliedern, der Verwaltung, den Parteien und den Bundestagsabgeordneten. Und wir machen das Problem in der Öffentlichkeit bekannt.

Wir überlegen miteinander, wie es gelingen kann, die Kluft der sozialen Gegensätze zu verringern. Die Entwicklungsmöglichkeiten der Kinder, ihre Chancen für das Leben, benötigen das Zusammenspiel aller gesellschaftlichen Kräfte.



## „... Chancen für das Leben ...“

Wir reden miteinander in den Stadtteiltreffs, den Kirchengemeinden, den Einrichtungen und Beratungsstellen. Unsere Kontakte und Gespräche mit den Eltern und Kindern, den Erziehern und Lehrern, den Politikern und den Mitarbeitenden in den Verwaltungen sind eine wesentliche Grundlage. Sie erst lassen erkennen, wo individuelle Unterstützung nötig ist. Danach erst können angemessene Angebote entwickelt und gefordert werden.

Das können und wollen wir als Diakonie nicht allein. Gute Lösungen müssen zwischen

Ländern, Bund, Kommunen, Kirchen, Wohlfahrtsverbänden und der Wirtschaft abgestimmt werden. Die geplanten Vorhaben müssen dann so verwirklicht werden, dass sie auch zu den Gegebenheiten im Stadtteil passen. Noch einmal zu Jessica und Anne: Jessicas Selbstbewusstsein wurde im Kindergarten und der Grundschule gestärkt. Sie kann ihre Talente und Fähigkeiten entwickeln. Mit der Unterstützung durch den Schulkostenfonds stehen ihr die notwendigen Lernmittel zur Verfügung. Eine weitere Initiative hat sie in die Handballmannschaft gebracht, in der sie gemeinsam mit Anne

um den Sieg spielt. Vielleicht wird sie später mit Anne aufs Gymnasium gehen und nach dem Abitur einen qualifizierten Beruf ergreifen. Jessica bekommt durch dieses Zusammenspiel die Möglichkeit, ihre Chancen besser zu nutzen und wird sicher ihren Weg finden.

Der politische Widerstand war anfangs groß. Aber das Engagement hat sich gelohnt. Denn heute muss etwas für Jessica und viele andere Kinder getan werden.

Günter Hartung

## Offener Brief

An die Menschen guten Willens. In den Städten und Gemeinden des Braunschweiger Landes



Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger,  
geehrte Verantwortungsträger in Politik und Verwaltung!

Gemeinsam können wir Wichtiges und Wirksames tun, dass Anne und Jessica Gerechtigkeit widerfährt. Wir können in Braunschweig den Weg ebnen, dass beide in der ihnen gemäßen Weise gefördert werden – und mit ihnen alle Schulkinder in unserer Stadt.

Die Forderung nach einem Schulkostenfonds zielt auf Soforthilfe: Kindern, deren Eltern Leistungen nach dem Sozialgesetzbuch II bzw. dem Sozialgesetzbuch XII erhalten, schon in diesem Jahr zu helfen, bis gesetzlich einmalige Beihilfen für Schulmaterialien wieder gewährt werden.

Die Diskussion um diesen Schulkostenfonds hat den Unterschied zwischen Zuständigkeit und Verantwortung deutlich gemacht. Zuständig ist für die gesetzliche Regelung dieser Möglichkeit zweifellos die Bundes-

regierung. Verantwortlich sind alle mündigen Bürgerinnen und Bürger sowie die politischen Mandatsträger. Wer die Zuständigkeit ins Feld führt, weicht auf die formale Ebene aus. Wer sich in die Verantwortung rufen lässt, schaut den aktuellen Herausforderungen ins Auge.

Der Schulkostenfonds war Anlass für sehr viele Menschen, sich mit der sozialen Situation von Kindern in den Städten und Gemeinden im Braunschweiger Land zu beschäftigen. Manche bemerkten, dass ihnen diese Realität unbekannt oder zumindest fern war. Viele sind bereit, benachteiligten Kindern unmittelbar zu helfen – und über den aktuellen Anlass hinaus etwas für die Zukunftssicherung unseres Gemeinwesens zu tun.

Im konkreten Fall war es das Diakonische Werk, das dieses kritische Thema aufgegriffen und in die Öffentlichkeit gebracht hat. Seit jeher ist es das Selbstverständnis der Diakonie, die vergessenen Menschen unserer Gesellschaft ins Blickfeld zu rücken und für ihre Rechte einzutreten. Diakonie fordert aber nicht nur, dass Benachteiligte ins Recht gesetzt werden, sie entwickelt auch modellhaft, wie das Zusammenleben aussehen kann. Die Schulsozialarbeit an den Grund- und Hauptschulen der Stadt Braunschweig ist ein Beispiel dafür.

Letztlich gibt es keine Stellvertretung in der Verantwortung. Demokratie wäre im Kern missverstanden, wenn sie als Prinzip der Delegation von Verantwortung begriffen würde. Diakonie setzt die vielfältigen Gaben der Menschen guten Willens in Beziehung zueinander. Ich bitte Sie herzlich, sich in diese Netzwerke des Guten hineinzubegeben und mit uns fördernd für das Gemeinwesen zu wirken.

Ihr Dr. Lothar Stempin

## Braunschweig: Leben in einer reizvollen Stadt

Anne und Jessica leben in Braunschweig, der Stadt Heinrichs des Löwen. Eine reizvolle Mischung aus Tradition und Moderne. Als größte Stadt zwischen Hannover und Berlin ist sie ein bedeutender Industrie- und Forschungsstandort. Die Braunschweiger arbeiten vorwiegend im produzierenden- und Dienstleistungsgewerbe, sind im Handel, in der Verwaltung sowie im Gesundheits- und Sozialwesen tätig. Die Technische Universität und weitere Institute stehen für Wissenschaft, Forschung und Lehre. Mit der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt, dem Bundesluftfahrtamt und der Biologisch-Technischen Bundesanstalt finden sich hier wichtige Bundesbehörden.

Auch Kunst und Kultur haben einen großen Stellenwert. Das Herzog-Anton-Ulrich-Museum, der Botanische Garten oder das Staatstheater sind drei Beispiele für bedeutende Einrichtungen.

Und dann das bunte Leben im rekonstruierten neuen Schloss mit einem großen Einkaufscenter, in der anregenden Bummelmeile mit vielen Geschäften, Cafés und Gaststätten. Und viel Grün entlang der Oker und in den anderen Parkanlagen. Man ist mit Bus und Straßenbahn schnell unterwegs. Ja, es lebt sich gut in dieser Stadt.

In Braunschweig leben 245.000 Einwohner. Die Arbeitslosenquote liegt mit fast 10 % über dem Bundesdurchschnitt. Viele Familien mit Kindern haben ein geringes Einkommen, ein Teil von ihnen ist trotz der Berufstätigkeit auf ergänzende Leistungen angewiesen. Manche Familien sind arm. Darunter leiden besonders die 8.000 Kinder, die in diesen Familien leben.

Für die Entwicklung der Stadt ist es von großer Bedeutung, dass sie auch soziale Fürsorge für die Menschen garantiert.

Soziale Einrichtungen, Krankenhäuser und Bildungseinrichtungen wie Kindergärten und Schulen sind für die Bürger der Stadt da. Deshalb sollten auch die wesentlichen Entscheidungen und Weichenstellungen kommunal, zumindest regional beeinflusst werden. Denn die Kinder, die Jugendlichen und die Erwachsenen gestalten ihr Leben in dieser Stadt. Deshalb sind die kommunalen Verantwortungsträger in Politik und Verwaltung zuständig. Sie müssen, wo es nötig ist, nachbessern und korrigieren. Mit diesen Aufgaben stehen sie nicht allein: In Braunschweig gibt es Verbände, Vereine und engagierte Bürger. Das Diakonische Werk und die evangelische Kirche gehören zu diesen Unterstützern und Mitgestaltern.

Günter Hartung





Generationen leben in Beziehung



## Generationen leben in Beziehung

### Eine ganz besondere Chorprobe

Jeden Mittwoch, am späten Nachmittag, macht sich Frau Hoppe auf den Weg ins Amalie Sieveking Haus in Wolfenbüttel. Sie freut sich auf diese frühen Abendstunden. Sie ist vertraut mit den Räumlichkeiten und mit den Menschen, die hier leben und arbeiten.

Als ihr Vater noch lebte, war sie sehr oft hier bei ihm im Pflegeheim zu Besuch. Dabei lernte sie auch die anderen Bewohnerinnen und Bewohner näher kennen. In den vielen gemeinsamen Gesprächen spürte sie, wie wichtig ihre Zuwendung ist. Sie konnte als jüngerer Mensch mit kleinen Aufmerksamkeiten Freude bereiten.

Ihr Vater hat besonders gern gesungen. Aber nicht allein. Und so ließen sich einige der Mitbewohner einladen. Das Zimmer wurde zu einem kleinen „Konzertsaal“. Gesungen wurden bekannte Volkslieder und Gesangsbuchlieder. Für den Vater, der ein Leben lang im Männerchor gesungen hatte, war das eine große Freude. Frau Hoppe singt selbst sehr gern.

Als der Vater verstorben war, waren manche sehr traurig. Nun würde Frau Hoppe wohl nicht mehr kommen. Aber auch Frau Hoppe fehlte

etwas. Sie dachte oft an die anderen Bewohner des Wohnbereichs. Wie geht es wohl der Frau Bartels? Und der Frau Korn? Sie haben doch so gern mit uns gesungen! Irgendwie fehlte Frau Hoppe diese „besondere Chorprobe“. Sie überlegte sogar, ob sie diesen kleinen Singkreis auch ohne den Vater weiterführen sollte.

Frau Pleßmann, eine Mitarbeiterin des Begleitenden Dienstes, überlegte ebenfalls, wie dieser besondere Chor wieder entstehen könne. Sie kannte Frau Hoppe von den Besuchen im Haus. Sie entschloss sich, Frau Hoppe anzurufen und direkt anzusprechen.

Die beiden Damen sprachen lange am Telefon. Frau Hoppe erzählte, wie sehr sie das Abschiednehmen von ihrem Vater bewegt hat. Und sie sprachen auch darüber, wie es den gemeinsamen Bekannten im Pflegeheim ging. Dann stellte Frau Pleßmann die entscheidende Frage: „Wollen Sie nicht wieder zu uns kommen? Im Wohnbereich haben die Menschen Sie sehr gern gehabt! Und viele davon vermissen das gemeinsame Singen mit Ihnen. Wollen Sie uns nicht wieder ein wenig unterstützen?“



Inzwischen kommt Frau Hoppe regelmäßig in das Amalie Sieveking Haus. Jeden Mittwoch nach dem Abendessen bietet sie die bekannte „Chorprobe“ an. Die Sänger warten schon auf sie. Neben dem gemeinsamen Gesang liest sie Geschichten vor, erzählt von den Ereignissen in Wolfenbüttel oder hört ganz einfach den Bewohnern zu. Sie selbst hätte nie geglaubt, dass sie über diese Fähigkeiten verfügt. Das gemeinsame Singen löst bei den Bewohnern oft Erinnerungen aus. Häufig wird dann aus der Vergangenheit erzählt. Wie es damals in der

Familie, der Schule oder mit den Geschwistern zugegangen ist. Neben den Kindheitserlebnissen spielen oft auch die Kriegsereignisse sowie der Wiederaufbau eine Rolle. Bei diesen Gesprächen hört Frau Hoppe aufmerksam zu, sie achtet darauf, dass jeder zu Wort kommt. Zum Abschluss schließt die Runde gemeinsam mit dem Lied: „Der Mond ist aufgegangen...“.

## „Ich tue etwas Sinnvolles!“

Aufmerksamkeit, Anerkennung und Dank erfährt Frau Hoppe dabei. Es steht jedes Mal in den Gesichtern der Menschen geschrieben, für die sie da ist, mit denen zusammen sie Leben gestaltet. Sie weiß: „Ich tue etwas Sinnvolles!“

(Die Namen der Angehörigen und der Bewohner sind frei erfunden.)

Käthe Kolkmann

## Vertrauen, Offenheit, Wertschätzung



**Frau Pleßmann, Sie arbeiten schon geraume Zeit im Begleitenden Dienst im Amalie Sieveking Haus. Wenn Sie die Entwicklungen überblicken, sehen Sie Veränderungen oder einen Wandel?**

Martina Pleßmann: Für jeden sichtbar sind die baulichen Veränderungen. Ich meine damit den Neubau mit dem speziellen Angebot des Betreuten Wohnens. Seit dem vergangenen Jahr leben hier auch Menschen, die sich schon auf die Gegebenheiten des Alters einstellen. Gleichzeitig gestalten sie ihr Leben sehr aktiv und beleben damit auch den Alltag unserer Bewohner.

Viel wesentlicher aber erscheint mir die Wandlung der Sichtweise im Bereich der Pflege und Betreuung alter Menschen.

**Was hat sich Ihrer Meinung nach verändert?**

Der Stellenwert der Betreuung und Pflege reicht weit über die körperliche und seelische Versorgung hinaus. Wir erkennen zunehmend den Bedarf unserer Bewohner: Sie brauchen vielfältige soziale Beziehungen. Und sie möchten am gesellschaftlichen Leben teilhaben. Dies behält seine Bedeutung bis an das Lebensende.

**Können Sie Beispiele zur Verdeutlichung aufzeigen?**

Wir gestalten, wenn möglich, den Alltag in den Wohnbereichen, indem wir die Angehörigen mit einbeziehen. Die Verbindungen in die Vergangenheit hinein dürfen nicht aufgegeben werden. Dabei nehmen die Angehörigen eine Schlüsselfunktion ein zwischen Bewohnern und den Pflegekräften. Das fördert ein Klima von Vertrauen, Offenheit und Wertschätzung.

Darüber hinaus liegt mir daran, den Wert der ehrenamtlich tätigen Menschen zu verdeutlichen. Sie können sich die Zeit für einzelne Bewohner nehmen, die wir oft nicht haben. Sie erzählen vom Leben außerhalb der Einrichtung; sie gehen mit Bewohnern spazieren; sie singen und basteln; sie lesen aus der Tageszeitung vor. Es entstehen enge persönliche Bindungen, die eine Begleitung bis in die letzten Lebensmomente bedeuten können.

**Pflegen Sie auch Kontakte nach außen?**

Mir fallen spontan Beziehungen ein, die wir seit einigen Jahren pflegen. Es gibt regelmäßige Begegnungen mit Kindern des Kindergartens Geitelstraße und mit Schülern des Gymnasiums im Schloß. So fördern wir den lebendigen Austausch zwischen den Generationen. Das tut beiden Teilen gut.

Und dann der Kontakt zum Kleingartenverein „Weiße Schanze“. Ein wichtiger Baustein der Beziehungen in die örtliche Umgebung. Wir unternehmen Kaffeeausflüge dorthin und erleben Naturbeobachtungen. Auch die Vereinsmitglieder kommen zum Gegenbesuch in das Amalie Sieveking Haus. Durch diese vielfältigen Begegnungen nehmen die Bewohner teil an der Welt außerhalb des Hauses.

Das Interview führte Käthe Kolkmann.

## Mittendrin sorgsam miteinander leben

Das ist Standort und gleichzeitig Programm des Amalie Sieveking Hauses. Das Wohn- und Pflegezentrum der Diakonie gGmbH liegt in Wolfenbüttel in unmittelbarer Nähe zur Einkaufs- und Bummelmeile dieser gepflegten Fachwerkstadt. Also: Wohnen im Stadtzentrum. Im fließenden Übergang zum Seeliger-Park mit seinem wunderbaren alten Baumbestand ist es angebunden an eine grüne Oase inmitten der Stadt.

Schon durch die Architektur ist das Haus geöffnet und eingebunden in die Stadt. Besonders aber durch die vielfältigen Verbindungen des Senioren- und Pflegezentrums zu den umliegenden Schulen, Kindergärten, Vereinen und Kirchengemeinden. Aus der lebendigen Zusammenarbeit mit dem Gymnasium im Schloß ist ein regelmäßiger Besuchsdienst der Gymnasiasten entstanden. Der belebt den Alltag unserer Bewohner und fördert die Kontakte und Beziehungen zwischen Jung und Alt. Eine Gruppe ehrenamtlicher Helferinnen und Helfer unterstützt den Begleitenden Dienst. Auf diesem Weg kommt ein Teil der Dynamik und des pulsierenden Stadtlebens ins Heim. Das Haus lebt also in einem großen Netzwerk unterschiedlicher Organisationen aller Altersstufen.

Nach christlichem Verständnis ist das Leben jedes einzelnen Menschen einmalig und kostbar. Einander wahrnehmen, sorgsam miteinander umgehen, miteinander leben. Das bedeutet für uns, den Bewohnern Sicherheit, Zuverlässigkeit und Geborgenheit zu gewähren. Dazu gehört, Vertrauen zu fördern und dem Menschen in seiner Würde zu begegnen. Das gilt auch für das Miteinander aller in diesem Hause beschäftigten Mitarbeitenden, ob hauptamtlich oder ehrenamtlich.

Die vielen Aktivitäten in unserer Einrichtung haben das Amalie Sieveking Haus nach außen geöffnet und für externe Gruppen interessant gemacht. Wer hier wohnt, lebt nicht auf einer abgeschlossenen Insel, sondern hat Teil am öffentlichen Leben der Stadt. Wahrnehmen und wertschätzen baut Vorurteile ab. Es ändert die Sichtweise und bereichert die Lebensqualität aller.

Gerda Braunschmidt

## Autoren

Gerda Braunschmidt, Geschäftsführerin des Amalie Sieveking  
Hauses, Wohn- und Pflegezentrum der Diakonie gGmbH und  
der St. Georgshöhe, Altenhilfe der Diakonie gGmbH

Günter Hartung, Diakonisches Werk Braunschweig,  
Bereichsleitung Soziale Arbeit in Kirche und Gesellschaft

Dieter Helbig, Elisabethstift - Jugendhilfe der Diakonie gGmbH,  
Regionalleiter Braunschweig/Helmstedt/Peine

Käthe Kolkmann, Diakonzept gGmbH,  
Qualitätsbeauftragte in der Altenhilfe

Dr. Lothar Stempin, Landespfarrer der Diakonie,  
Direktor des Diakonischen Werkes der  
Ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig e. V.

Ingrid Stobbe, Ärztin, ehrenamtliche Mitarbeiterin der Hospizarbeit  
Braunschweig e. V.

Christian Wendt, Elisabethstift - Jugendhilfe der Diakonie gGmbH,  
Leiter des Schulischen Klinikums

Stephan Querfurth, Journalist, Öffentlichkeitsarbeit der  
Ev. Stiftung Neuerkerode

**Diakonie** 

## Impressum

Herausgeber:  
Diakonisches Werk  
der Ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig e. V.  
Klostergang 66  
38104 Braunschweig  
Redaktion: Günter Hartung, Heinz Kattner  
Fotos: Klaus G. Kohn  
Layout: Hanni Jedwab  
Druck: Sigert GmbH Druck- und Medienhaus  
Mai 2008

## Kontakt

Diakonisches Werk  
der Ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig e. V.  
Klostergang 66  
38104 Braunschweig  
Telefon 0531 3703-000  
Telefax 0531 3703-099  
[diakonisches.werk@diakonie-braunschweig.de](mailto:diakonisches.werk@diakonie-braunschweig.de)  
[www.diakonie-braunschweig.de](http://www.diakonie-braunschweig.de)

